

Die Zelle West

Nr. 4

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Ein Sturmvogel.

Roman von Hernt Eie.

(Fortsetzung.)

Andreas erzählte weiter: „Kommt, halt Dich fest.“ rief damals Kasper und streckte mir die Hand hin. Er war noch ganz munter, obgleich wir schon fast eine Stunde gelaufen waren. Ich faßte seine Hand und so zog er mich noch ein Stück mit fort. „Nein,“ schrieb ich dann, „ich kann nicht mehr.“

„Schon recht,“ sagte Kasper und blieb stehen. Der Holländer stürzte auf uns zu. Es war entsetzlich anzusehen, blaurot vor Anstrengung und seine Augen waren ganz weiß. Wie ein Wilder raste er auf uns los. Kasper trat ihm einen Schritt entgegen mit geballten Fäusten.

„Dat Diek de Dyvel hoel!“ brüllte er und — das werde ich nie vergessen — in demselben Moment stolperte der Mann über einen Stein und blieb regungslos auf dem Gesicht liegen. Er hatte sich wohl bei dem rasenden Laufen überanstrengt, war noch dazu betrunken und wahrscheinlich hatte ihn Kaspers wiederholter tollkühner Ruf völlig aus der Fassung gebracht. Wir machten uns natürlich aus dem Staube. Aber als wir an der anderen Seite wieder an den Strand hinterkamen, machte Kasper kehrt und ging ganz allein zurück, um nachzusehen, ob der Mann tot sei oder sich etwas getan habe. Ich hatte weder Mut noch Kraft mitzukommen und er hätte es mir auch nicht erlaubt.

Aber der Holländer war bereits seiner Wege gegangen. Wir wagten uns nicht mehr an den Strand, bis wir wußten, daß er mit seiner Kuff wieder in See gegangen war. Aber stellen Sie sich nur vor, was das bedeutete — wie er dem wütenden Menschen so gegenübertrat und dann nachher, als er allein zurückging um nachzusehen, was aus ihm geworden war.

Es galt einfach das Leben. Nebrigens handelt es sich bei solchen Jüngens ja fast immer ums Leben. — Ja, so war er, es gab gar keine Grenzen für ihn, wir anderen waren nur schrankenlos in unseren Plänen und Einfällen und Phantasien. Und daß er jetzt vom entlegensten Ende der Welt heimkehrt, das kommt mir gar nicht sonderbarer vor, als wenn ich selbst vom Kontor in mein Zimmer gehe. Ja — und was meinen Sie dazu?“

„Was Sie mir da erzählen, das ist mir ja alles so ganz neu,“ antwortete Frau Bugge. In seiner Zerstretheit merkte er nicht einmal, wieviel zurückgedrängte Bitterkeit in ihrer Stimme lag.

„Nein wirklich? O ja, er sprach selbst nie von seinen Heldentaten. Aber das dürfen Sie mir glauben, Frau Bugge, ein großer Teil von seinem Leben wurzelt hier unten am Strande. Mir ist so, als ob hier gewissermaßen etwas von ihm zurückgeblieben wäre, all seine Ideen, sein Sehnen, seine weitwandernden Gedanken. Ich möchte glauben, daß sein eigentliches, inneres Leben aus alledem emporgewachsen ist.“

„Den tiefsten Grund im Leben eines Menschen bilden doch wohl die ersten Anlagen Andreas.“

Nun wurde er aufmerksam und blickte sie rasch von der Seite an. War es denn wirklich möglich, daß sie die Bitterkeit über diese alten Geschichten immer noch nicht verwunden hatte?

„Nein, ein Schiffbrüchiger hinterläßt doch wohl keine Erbschaft.“

Sie gab keine Antwort. Er sah sie noch einmal an. Ihr Gesicht hatte wieder den düsteren, harten Ausdruck angenommen, den er in vergangenen Jahren an ihr gekannt, vor dem er sich als Kind, ja, seine ganze Jugend hindurch, so gefürchtet hatte. Frau Bugge dachte an den Namen, den ihre Schülerinnen ihr gegeben hatten. „Der Tag des Gerichts,“ hieß sie unter den kleinen Mädchen. Und dann dachte er wieder an Kasper, das einzige, wovor er sich überhaupt jemals gefürchtet hatte, war, daß seine Mutter etwas erfahren könnte.

Ganz in Gedanken versunken ging er neben ihr her.

„Nun muß es doch Zeit sein, scheint mir.“

Er sah auf seine Uhr. Sie gingen jetzt bis an das Ende der Brücke, von wo man auf den stillen Meerarm hinausblicken konnte und blieben schweigend dort stehen.

Bis das Dampfschiff leise dahingleitend um die Landspitze bog. Schmutz und blank gepulvt, mit aufgebisteter Flagge und voll von Sommergästen, kam es langsam auf die Brücke zu.

Das Schiff hatte sich verspätet und nun ging alles in großer Eile und mit vielem Lärm. Koffer — Kisten — Packträger — Kommandorufe! Drei Glockenschläge, mit Zwischenpausen von je einer Minute. Zwei verspätete Passagiere, ein erregter Wortwechsel zwischen Strand und Deck — dann glitt der Dampfer wieder von der Brücke weg.

Am Strande dauerte das Gedränge noch eine Zeitlang fort, dann hatten sie sich schließlich zusammengefunden, Kasper Bugge, seine Mutter

und sein Freund. Mit seiner hohen Gestalt, im langen Rock und die Reisetasche in der Hand stand er vor ihnen und sagte lächelnd:

„Da wären wir also wirklich wieder daheim.“

Spät in der Sommernacht stand Kasper Bugge allein in seiner alten Kammer und lehnte sich weit zum offenen Fenster hinaus. Das Haus, das seine Mutter bewohnte, seit sie hierher gezogen war, lag hoch oben auf dem Hügel, ganz am Ende der Stadt. Von Kaspers Wiebelfenster sah man gerade auf die Landstraße hinaus, die hinter der Stadt hervorkam und sich dann an einer breiten fruchtbaren Talenkung entlang zwischen den grünbelaubten Hügeln ins Land hineinschlängelte.

Grünweiß leuchtete der Weg aus dem Dunkel hervor. Das Laub hing regungslos über den bewoosten Steinen und felsigen Abhängen und von dem bunten Blumenflor unten im Tal stieg ein süßer, starker Duft in die Nacht empor.

Er lehnte seine Stirn an den oberen Rand des Fensters. Die weißen, frischgeklärten Gardinen hatte er ganz beiseite geschoben.

In seiner Erinnerung war ihm alles das größer vorgekommen, das Tal breiter, der stattliche Mönchsweg mit den regelmäßigen Steinblöcken noch stattlicher. Aber schön, schön war er doch. So intim und anheimelnd in der friedlichen Stimmung, die darüber lag, so fein in der Farbe, und anmutig in den Linien, die weich und spielend ineinander übergingen. Und so still.

Und doch war ihm bekommen zu Mut.

Er wandte sich um und blickte zurück in das Dachzimmer mit seinen abgeschragten Wänden, seinem weißgeschneierten Fußboden, den wenigen dürftigen Möbeln und dem niedrigen frischüberzogenen Bett. Es war alles unverändert geblieben bis in die kleinste Einzelheit hinein — gerade so war es gewesen, als er damals vor vielen, vielen Jahren hier geessen hatte, um seine Lektionen zu lernen oder seine Rechenaufgaben zu machen — und er fühlte sich immer bekommener.

Er mußte lächeln, wenn er dieses Knabenzimmer mit all dem Luxus und all der Eleganz verglich, die ihn in den letzten Jahren umgeben hatte. Da stand sein Reisezeffaire aufgeklappt am Boden, das seine Leder und all die blanken silbernen Geräte bildeten einen seltsamen Kontrast zu dem einfachen Toilettentisch mit seinem

weißleinenen Vorhang und den vier dünnen Weinen.

Es sah so strenge hier aus. Das bloße Gefühl, daß alles so unverändert war, berührte ihn wie mahnende Worte aus alter Zeit. Ihm wurde dabei zumute wie einst als Knabe, wenn eine schlechte Zensur oder irgend ein anderes schweres Vergehen sein Gewissen bedrückte.

Dort hinten auf dem kleinen zweifächerigen Bücherbord standen noch einige von seinen alten Schulbüchern. Untenrieds deutsches Lesebuch war das einzige, das keinen Unschlag hatte, die anderen waren in graues Papier eingebunden. Aber er konnte trotzdem jedes einzelne erkennen, wenn er nur den Rücken ansah.

Es war ganz still im Hause. Frau Bugge war längst in ihrem Zimmer, das zu ebener Erde lag.

„Sie ist so strenge, Mutter,“ dachte er. Er hatte ja das schon früher gewußt, sie war immer so gewesen, aber er hatte es inzwischen ganz vergessen.

Und jetzt hatte es ihn so unerwartet, so überraschend hart getroffen. Nicht, daß sie Andreas Needer für den Abend eingeladen hatte — obgleich es ihn im ersten Augenblick unangenehm berührte — es war ja schließlich ganz gut gewesen und hatte über die ersten schweren Stunden des Wiedersehens hinweggeholfen. Aber ihr ganzes Wesen! — In dem Augenblick, wo er nun mit einemmal wieder in dem lieben heimlichen alten Wohnzimmer stand, war sein überströmendes Gefühl mit ihm durchgegangen und er war in seiner Seligkeit zwischen den Stühlen, dem Piano und dem alten Hausmädchen Olive herumgefahren. Und da hatte seine Mutter plötzlich in nicht gerade freundlichem Ton gerufen: „Aber Kasper, ich bitte Dich. Was sollen Zensuren von dem Spektakel denken?“

Mit leiser Bitterkeit antwortete er:

„Sie werden sich denken, daß ich froh bin wieder zu Hause und bei Dir zu sein, Mutter.“

Als Andreas gegangen war, blieben sie nicht lange mehr sitzen. Frau Bugge pflegte sich zeitig schlafen zu legen.

Und nun blickte er wieder hinaus in die stille Sommernacht.

Er hätte beinahe Lust gehabt, sein Reisetagebuch wieder zusammenzupacken, es in die Hand zu nehmen, sich die Treppe hinabzuschleichen — und dann hinaus — durch die schlafende Stadt, über die Hügel, und bis ans Meer. Nur wieder fort von hier, zurück dorthin, wo er hergekommen war. Hier war alles so strenge, so klein und eng. Die Sehnsucht wogte in ihm wie die Wellen gegen den Strand, sie traf auf lauter Steine und flutete wieder zurück. Hinaus auf das Meer, das ruhelos wandernde Meer! —

Kasper Bugge lächelte vor sich hin.

Wie bin ich immer noch kindisch.

Dann schlug er das Fenster zu, kleidete sich aus und ging zu Bett. Er dachte an seine Mutter. Jeder Stuhl im Zimmer, jede Falte im Bettuch sprach von ihrer Liebe und ihrer Fürsorge.

So schlief er ein.

Es war zwischen Nacht und Morgen. Das Licht draußen wurde immer heller und kühler. Da ging die Tür zu Kasper Bugges Zimmer leise auf und seine Mutter schlich sich über die Schwelle. Sie hatte nur einen Schal über ihr Nachtgewand geworfen.

Frau Bugge setzte sich auf den Stuhl neben dem Bett, beugte sich zu ihm nieder und sah ihn an, während sie die Hände unter ihrem Schal gefaltet hielt. Sie lächelte.

Eine Weile später klang vielstimmiger Vogelsang draußen vor dem Fenster und die leuchtende Morgen Sonne drang herein. Frau Bugge saß immer noch da, ganz still, über das Bett gebeugt und lächelte.

Die Vögel waren wieder verstummt. In vollem festlichen Glanz schien jetzt die Sonne herein. Und nun rasselte ein Milchwagen draußen den Weg entlang.

Frau Bugge wurde plötzlich wieder ernst. Sie stand auf, hüllte sich fest in ihren Schal und ging leise aus dem Zimmer.

In den Tagen, die nun kamen, lag förmlich etwas Festliches über der Stadt. Es war, als ob das Sommerwetter noch einmal so hell leuchtete — denn Kasper Bugge war wieder nach Hause gekommen.

Und das ist ein großer Zug bei diesen Kleinstädtern — wäre er an Leib und Seele schiffbrüchig heimgekehrt, so hätte man ihn mit Vergebung und Barmherzigkeit, ja, trotz aller Matschsucht mit Diskretion aufgenommen. Es kommt ja im Laufe der Jahre so manches Braut in den heimatischen Hafen zurück, um hier zu stranden. Aber als er nun mit Fest und Freude angesegelt kam, waren sie unsagbar stolz auf ihn. Alle miteinander.

Die alten Herren der Stadt sahen wie immer vormittags um den runden Tisch im Zeitungsclub — und vergaßen ganz ihre Blätter zu lesen.

Konful Weidemann hatte Kasper Bugge auf der Straße getroffen und Französisch mit ihm gesprochen. Wirklich tadelloses Französisch hatte der Bursch geschwätzt — es war einfach ein Vergnügen gewesen. Für Needer Solmsen brachte er Grüße von der „Starin“, die er auf der Reede in New York entdeckt hatte. Und er war an Bord gegangen, einzig und allein um dem alten Solmsen Grüße bringen zu können. Aber es war doch merkwürdig, daß Schiffer Tallaffen ihm nicht gleichzeitig Bescheid über allerhand Dinge mitgegeben hatte.

„Tallaffen kann ja nur an seine Meederei schreiben,“ meinte Stammerrat Just.

„Ja, aber da ist doch mancherlei, was man am liebsten mündlich haben will,“ erklärte Solmsen bedächtig.

„Ja, ein recht tüchtiger Bursch ist er geworden, der Kasper.“

„Und was für eine Freude für seine Mutter, ihn wieder zu Hause zu haben.“

„Und wie er Karriere gemacht hat,“ sagte Weidemann.

„Ja, und noch dazu bei der Konkurrenz,“ meinte der Lootsenälteste. — „Denken Sie nur, wie das zu meiner Zeit war.“

Und draußen auf den Hügeln und an allen Enden der Stadt saßen alte Weiber und junge Mädchen beisammen und erzählten sich von Frau Bugges Sohn. — Denkt euch nur, er war eigens zu ihnen gekommen und hatte Grüße von Severin oder von Tobias — oder von Karl gebracht, die er in New York auf der „Starin“ gesprochen hatte. —

Oder es wurden alle möglichen Erinnerungen ausgekratzt und flogen über die Straße hin und her — wie er die eine oder die andere bei ihrem Namen angedeutet hatte und ihr die Hand geschüttelt und wie freundlich er gegen die arme alte Wäschertrine und gegen den Holzhaarpeter und manche andere gewesen war.

„Man sollte wirklich kaum denken, daß das einer von den Vornehmen ist.“

Wer ihn gesehen hatte, erzählte, und die ihn nicht gesehen hatten, machten sich auf der Straße zu schaffen oder gingen auf und ab, um nach Kasper Bugge auszuschauen. Ueberall, wo ein paar Leute zusammenstanden, hörte man seinen Namen.

„Ja, ja, Kasper — immer noch derselbe wie früher.“

Selbst draußen an der Flußmündung, wo die Lachs Fischer auf einer vorspringenden Felsplatte bei ihrem Kaffee saßen und auf den Zuruf des Muslagers warteten, ob Fisch in Sicht sei, — selbst da wurde von Kasper Bugge gesprochen

und manche Geschichte aus alter Zeit erzählt. Gerade vorhin war er in großer Gesellschaft mit all den jungen Leuten aus der Stadt in Johann Nebergs Boot hier vorbeigefahren. — Und da hatte er den alten Sören Saltmand angerufen und allen, die mit am Berge lagen, grüßend zugewinkt.

„Kasper, ja, — er ist immer noch derselbe famose Bursch — Hahaha — ja Kasper — das ist wahr.“

Man hatte nämlich eine große Partie zusammengetrommelt. In Johann Nebergs großem und drei anderen kleinen Booten kam die ganze Jugend der Stadt mit Sang und Klang durch die Flußmündung in die Schären hinaus gefahren.

Auf dem Gänsehalm wurde unter dem riesigen Kaffeekessel Feuer gemacht. Rings umher zwischen den Steinen, am Strand, auf den kleinen Grasplätzen und in allen Felschluchten wimmelte es von Herren und Damen — eine zahlreiche Vogelschar, die sich plötzlich auf der stillen Schäreninsel niedergelassen hatte. Sie sammelten Brennholz, breiteten Plaisirs auf den Boden und deckten den Tisch. Große Körbe wurden herbeigetragen und ausgepackt, Tassen und Teller, Gläser und Flaschen.

Und dabei lachten und jauchzten sie, liefen hin und her, zankten sich und wirtschafteten mit dem Feuer und dem Kaffee herum. Sie neckten sich, warfen sich mit Blumen und platschten mit dem Wasser und den Steinen.

Schließlich sammelte sich alles um das verlöschende Feuer, das jetzt seinen Dienst getan hatte und um den schwarzen Kaffeekessel, der fertig, bis an den Rand gefüllt da stand.

Die Gläser und Tassen klirrten, mächtig mit Laub und Blumen geschmückte Pakete wurden ausgewickelt. In dichtem Kreis lagerten sich alle 35 um den Kessel und die Lichtgeister, die ihn bedienten, herum.

Kasper Bugge saß mitten dazwischen. Und es war förmlich beruhigend, daß er endlich einmal vor Anker lag mit Kaffeetasse, Bunschglas und Butterbrot — er war erst unanfällig hin und her gesauert, bald hierhin, bald dorthin.

Jetzt erzählte er von China. Bewunderung, Abscheu, Neugier und Furcht gingen rudeweise durch die Gesellschaft — bald eine Lachsalbe, dann wieder gespanntes Interesse. Er erzählte gut und dabei war es, als ob er für jeden einzelnen besonders erzählte.

So konnte er mitten in irgend einer Anekdote plötzlich sein Glas erheben:

„Prost, Minchen.“

Und Minchen lachte wie toll, denn es war etwas in der Geschichte, das sie so berührte, als ob es ihr selbst passiert wäre — eine Erinnerung — ein sonderbares Zusammentreffen.

Oder er stellte Vergleiche an:

„Ja zum Beispiel wie die gelbe Farbe dort in Anna Marias Kleid, von der sie immer geglaubt hat, daß sie ihr ausgezeichnet gut stünde besonders früher in alten Zeiten mit den dicken roten Pompons.“

Oder:

„Mit tiefer Grabesstimme, ungefähr so wie Johann damals in der Kirche dem Bischof antwortete, daß Wasser nicht Wein alleine sei.“

So kam eine warme Stimmung über sie alle, während er ihnen von den fernen, fremden Ländern erzählte — es war, als ob er sie all in Gedanken mit dabei gehabt hätte.

Zimmer dichter scharten sie sich um ihn.

Endlich war die Kaffeesitzung zu Ende. Eni Schibe wurde mit seiner Ziehharmonika an einem moosbewachsenen Stein etabliert und nun begann der Tanz auf der Grasfläche unten am Strand, erst eine Française mit ohrenzerreißendem Gejubilium und namenloser Verwirrung, dann ein Mundtanz nach dem anderen und eine wilde Polonaise über die ganze Insel mit dem Spiel

wann an der Spitze und die anderen alle hinterher über Stock und Stein.

Nach einem stürmischen Galopp mit Anniken Schibe kam Kasper heiß und außer Atem mitten durch das Gewühl der tanzenden, lachenden und lärmenden Paare auf Andreas Meerdrum zu. Andreas saß etwas abseits, rauchte seine Zigarre und lächelte. Er tanzte nicht.

„Na, Du ewige Urkraft. — Herrgott, Du kannst aber tanzen. Hast Du kein Glas da? Prost Kasper.“

„Prost Andreas.“

„Du hast ja den ganzen Tag noch keinen Blick für mich übrig gehabt.“

Kasper Bugge atmete immer noch schwer und lächelte.

„Aber ich verlange es auch gar nicht. Auch für Dich gibt es Grenzen, über die Du nicht hinweg kommst.“

Andreas Meerdrum lehnte sich hintenüber ins Gras und beugte sich, auf den einen Ellbogen gestützt, vertraulich zu Kasper Bugge hinüber.

„Erstmal das ganz spezielle Vertrauen, das all diese kleinen Frauen und Mädchen, die hier zwischen den Steinen herumhüpfen, zu Dir hegen. Alfild Wörks unglückseliger Fehlgriff mit ihrem geliebten Peter, der sich ja leider so traurig unter dem Niveau gezeigt hat, nicht wahr? Ein Bitat von Heine, ein paar Seufzer a la Schillers Mädchen — sie kennt ja den Text, Alfild, siehst Du. Sie singt ihn nämlich an ihrem Piano, wenn der klägliche Peter sein Mittagsschlafchen halten möchte. — Und dann die kleine Wina Mordam, die sich nicht darüber klar werden kann, ob sie zur Bühne gehen soll oder ihren Apotheker nehmen, der ihr alle 14 Tage einen Antrag macht. Und Anniken Schibe mit ihrem mystischen Spanier, den sie vorigen Sommer im Gebirge kennen lernte — gewiß ein Grande von blauestem Blut. — Und er hat ihr geschrieben, er käme wieder nach Norwegen — und — ja, so etwas kann man ja nie so genau wissen. Der gute Mann war nämlich ein verirrter Rosinenhändler aus Portugal, das weiß aber niemand außer mir, siehst Du. Ich glaube, er hieß Tansquets oder so ähnlich.“

„Du, Andreas.“

„Ja!“

„Warum ist sie nicht hier?“

Andreas Meerdrum sah zu ihm auf und wurde rot.

„Du — meinst?“

„Ja!“

„Sie wollte nicht.“

„War sie eingeladen?“

„Ja, ich war selbst heute mittag draußen bei ihr.“

„Ach, komm einmal her.“

Andreas stand auf und folgte ihm. Sie gingen ganz bis ans Ende der Insel, wo der Lärm der anderen weit hinter ihnen lag.

Die Sonne stand tief und golden drunten am Meeresrand. In dunkelblauen Schattensmassen lagen die Schären zerstreut oder in Gruppen da und dazwischen das flüssige Gold des Meeres.

Sie blieben eine Zeitlang stehen.

„Warum wollte sie nicht?“

„Kasper?“

„Na. Es ist so, Andreas, und es kann niemals anders werden. Für mich nicht.“

Andreas Meerdrum stand und blickte auf das Meer hinaus. Er war ganz blaß geworden.

„O nein,“ sagte er endlich, „ich habe ja auch eigentlich nie anders darüber gedacht.“

„Sag es mir, Andreas. Warum wollte sie nicht kommen?“

„Sie sagte es mir ganz gerade heraus. Sie wollte Dich nicht treffen.“

„Mich hier nicht treffen — mit — mit all den anderen zusammen?“

„Sie reist morgen mit ihrem Vater ins Gebirge. Und dann im August nach Deutschland — ohne inzwischen wieder nach Hause zu kommen.“

„Nach Deutschland?“

„Ja, nach Dresden, um ihre Musikstudien fortzusetzen.“

„— Dresden? Und Du — Du sagtest doch vorher, daß Du —“

„Ja, ich gehe auch dorthin. Der Konsul hat mich darum gebeten.“

Kasper Bugge wandte sich nach seinem Freund um. Seine Augen glühten und die Falte in seiner Stirn wurde tief wie eine Furche.

„Andreas — hast Du — während ich fort war?“

Dabei reckte er seine rechte Hand empor und ballte sie so krampfhaft, daß die Knöchel weiß hervortraten.

„Hast Du Dich zwischen uns gedrängt — hast Du sie mir genommen?“

Andreas Meerdrum lächelte traurig und sagte mit einem Anflug von Spott:

„Du bist immer noch der Alte, Kasper.“

„Uebrigens magst Du gern mein Leben hinnehmen, mich hier auf der Insel totschlagen. Etwas von einem Romanhelden hast Du ja immer an Dir gehabt, mein lieber Freund.“

„Du sollst mir antworten.“

„Ja, gerne. Obgleich Du absolut kein Recht hast, irgend eine Antwort von mir zu verlangen. Wenigstens nicht in diesem Ton, Kasper. In Bezug auf mich kann ich Dich völlig beruhigen. Ich habe sie niemandem genommen.“

„Habe ich wirklich kein Recht, Antwort von Dir zu verlangen?“

„Nein und ewig nein. Und wenn Du jemals das Recht gehabt hast, Dich zwischen Dagny Arens und — und andere zu stellen, so hast Du Dich selbst dieses Rechtes begeben. Ich wenigstens erkenne es nicht an. Und sie wohl auch nicht.“

Andreas Meerdrums bleiches Gesicht braunte in heftlicher Röte.

„Sie wünscht nicht einmal Dir zu begegnen.“ fügte er fast böhnisch hinzu.

„Wie kannst Du Dich erdreisten, mir so etwas ins Gesicht zu sagen? Du, der alles gewußt, der alles miterlebt hat — alles.“

„Wir wollen uns sehen.“ sagte Andreas in ganz anderem Ton. Sie lezten sich und dann fuhr er ruhig fort.

„Wir scheint, der Unterschied zwischen uns besteht darin, daß ich alles weiß, während Du —“

„Ach?“

„Zu meinem größten Erstaunen keine Idee davon hast, wie alles liegt. Du armer Kerl.“

Kasper Bugge sah ihn ganz verwirrt an.

„Das einzige, was Du weißt, ist: daß Du vor sechs Jahren als grüner Junge hier eine Art romantisches Verhältnis mit einem siebzehnjährigen Mädchen hattest, das für Dich schwärmte, mit Dir — und mit mir in Deinem Boot segelte und draußen mit Dir herumließ — daß Du dann aufs Geratewohl in die Welt hinausfuhrst, — jung und grün wie die Eibe im Märchen — um ein halbes Königreich für Deine Prinzessin zu erobern. — Und daß im übrigen alles für Dich beim alten geblieben ist. — Und das nennst Du: alles. — Mein lieber Kasper, wenn es auch bis zu einem gewissen Grade die Hälfte ist, so ist es doch zweifellos die minder interessante.“

„Und die andere?“

— „Jenes Knabenhaft romantische Abenteuer, dessen Naivität Du — wahrscheinlich unter manchem anerkanntswerten Kampf mit Dir selbst — systematisch bis ins Vodenlose übertrieben hast, indem Du fünf Jahre lang Deine Prinzessin ohne jede Kunde von Dir liebest. — Wahrscheinlich gehörte das mit zu Deinem Romanrezept.“

„Du sprichst in einem Ton, Andreas.“

„Bitte um Verzeihung, ich meinte es nicht so. Aber ich begreife Dich absolut nicht, Kasper. Siehst Du denn nicht ein, daß das Stückerpiel aus jener Zeit einem jungen Mädchen unmöglich „alles“ bleiben kann — einem Mädchen, das sich in diesen fünf Jahren zu einer stolzen, seltenen Frau entwickelt hat? Glaubst Du, daß Dagny Arens von ihrem 17. bis zu ihrem 22. Jahre — gerade die schönste Zeit ihrer Jugend damit zugebracht hat, wie eine zweite Ingeborg am Strande zu sitzen und auf Dich zu warten — an eben derselben Landspitze, von wo sie Dir damals ihr letztes Lebwohl zuwinkte. — Während Du die ganze Zeit hindurch nicht ein einziges Mal von Dir hast hören lassen, von Dir selbst, von Deinem Leben, von allem, was in Deiner Seele vorging, — und auch sie nicht einmal um ein Lebenszeichen batest. Hast Du das wirklich geglaubt? Was für ein Recht hast Du an ein Mädchen, das Du nicht kennst. Und was für Pflichten hat sie gegen Dich?“

„Das Versprechen, das sie mir damals gegeben hat.“

„Aus der schwächtigen Mélite, der Du jenes Versprechen abgenommen hast, Kasper, ist ein ganzer Blumen Garten geworden — der reichste, mannigfaltigste und wundervollste, in dem ich je gewandert bin. Wie darfst Du Deine Hand nach diesem Garten ausstrecken, in dem nichts Dein Werk ist, an dem Du keinen Anteil hast? Denn Du bist ihr ja fern geblieben. Und wenn Du jetzt mit Deinem Verlangen an Dagny herantrittst, wird es ihr eine tiefe Genugtuung gewähren, Dir lächelnd zu sagen, daß sie jenes jeböne Mindermärchen in freundlicher Erinnerung bewahrt hat. Dann hast Du Deine kleine Blume gepflegt und magst zufrieden Deine Wege gehen.“

Kasper Bugge hatte die Hände jetzt über den Knieen gefaltet und starrte in die Ferne. Andreas Meerdrum fuhr mit einem halb innerlichen Lächeln fort:

„Dagny, ja, wenn ich daran denke, was sie damals war und was sie jetzt geworden ist. Sie hat ein reiches Leben geführt. Sie ist viel gereist und hat ihr großes musikalisches Talent ausgebildet. In den verschiedensten Streifen hat sie gelebt, wo sie selbstverständlich viel Glück gemacht hat. In allen möglichen Sprachen ist um sie geworben worden. Und durch alle Tüfeln ihres Wesens ist das Leben in sie eingedrungen. Wie ein herrliches Schloß ist sie geworden mit vielen köstlichen Schätzen und Sälen. Und auch manchem traulichen Mann. Ja, wie ein Feenschloß ist sie geworden. Und jetzt geht sie umher, fern von den anderen und die anderen hassen sie, weil sie schöner ist als sie alle. Sie sagen, Dagny ist hochmütig und das ist sie auch. Sie sagen, Dagny ist kalt und sie ist auch kalt — gegen alle diese anderen — wie die weiße Lilie —“

Er vertiefte sich so in seine eigenen Gedanken, daß er Kasper Bugges Blick nicht fühlte.

„Und wer ihr näher tritt, der sieht, wie der Stachel in seinem tiefsten Grunde glüht — ja glüht. Ja, wer einmal da hinein geblickt hat, der weiß, daß alles an ihr glüht, ihre ruhigen Augen, ihr kühles Lächeln, ihr stolzes Wesen, in dem etwas Mildes und zugleich etwas Bitteres liegt. — Alles das glüht und leuchtet, wie ein Schein mitten im Dunkeln — wohin man auch gehen mag.“

Kasper Bugge war plötzlich aufgestanden. Einen Augenblick blieb er stehen und sah mit einem angstvollen, geistesabwesenden Blick auf Andreas. Dann wandte er sich und ging rasch davon.

Und nun schritt er den Strand entlang, in einem weiten Bogen um die Gesellschaft herum, die immer noch tanzte und spielte und sang.

(Fortsetzung folgt.)

Blattpflanzen.

Von Hermann Krafft.

Eine Pflanze, die keine Blüten treibt, wird von den meisten Leuten für wertlos gehalten. Das ist ein großes Unrecht, denn auch jene Pflanzen, die im Zimmer nicht blühen, oder nur unscheinbare Blumen hervorbringen, verdienen unser Interesse und sollten, soweit sie für die Zimmerkultur überhaupt geeignet sind, liebevolle Pflege finden. Diese Pflanzen, man hat sie Blattpflanzen genannt, weil ihr Wert in den Blättern steckt, lohnen die aufgewendete Mühe in der Pflege nicht minder wie die blühenden Gewächse und helfen uns vor allen Dingen das Heim traulich gestalten zu einer Zeit, wo die blühenden Gewächse rar sind, im Winter. Weiter haben die Blattpflanzen den Blütenpflanzen gegenüber ganz allgemein das voraus, weniger empfindlich zu sein. Sie können darum auch an solchen Stellen im Zimmer Verwendung finden, wo Blumen gar nicht fortkommen würden. In Wohnräumen, deren Fenster nach Norden liegen, wird man mit blühenden Pflanzen nur äußerst wenig Glück haben, während Blattpflanzen hier noch gut gedeihen. Und endlich nehmen die Pflanzen eine gelegentliche Vernachlässigung in der Pflege weniger tragisch als die meisten blühenden Pflanzen.

Wenn die Blattpflanzen auch minder empfindlich sind als die Blütenpflanzen, so ist da-

Phanerogamen. Was im Zimmer von Blattpflanzen gehalten wird, das zählt, mit Ausnahme der Farne, für den Botaniker zu den Blütenpflanzen.

Wenn auch die Blattpflanzen zur Entfaltung ihrer schönsten Pracht je nach der Art eine



Baumfreund.

unterschiedliche Behandlung in der Pflege erheischen, so lassen sich doch auch ganz allgemein einige Fingerzeige geben, die für alle Blattpflanzen anwendbar sind. Grundbedingung für eine gedeihliche Entwicklung aller Pflanzen im Zimmer ist die Anerkennung der Tatsache durch den Pflanzenpfleger, daß alle Pflanzen lebende Wesen sind. Lebende Wesen wollen nicht nach einem festgelegten Schema behandelt sein, sondern erfordern ein verständnismäßiges Eingehen in ihren Organismus. Für Lebewesen gibt es Lebensfragen, existieren Lebensstoffe, und diese wollen berücksichtigt sein.

Die wesentlichsten Elemente, die für das gute Gedeihen der Pflanzen überhaupt, nicht nur für die Blattpflanzen allein, in Betracht kommen, sind Licht, Luft, Wärme und Feuchtigkeit. Dazu treten als besondere Lebensstoffe noch die verschiedenen Nährstoffe.

Im Winter erscheint das Leben bei den Blattpflanzen erloschen oder doch auf ein äußerst geringes Maß zusammengedrängt. Die Pflanzen ruhen im Winter; aber keineswegs ist ihr Leben erloschen, denn im Innern des Pflanzenkörpers findet ein steter Stoffwechsel statt. Während der Ruhezeit bleibt der Stoffwechsel durchweg auf vorhandene Stoffe beschränkt; neue Stoffe werden gar nicht oder doch nur in verschwindend geringem Maße gebildet. Darum bedürfen die Pflanzen zu dieser Zeit auch nur ganz geringer Nahrungszufuhr. Die Ruhe ist den Pflanzen notwendig, notwendig wie der Schlaf dem Menschen.

Ihr natürliches Ende erreicht die Ruheperiode durchweg im Frühjahr, dann wechselt die seitherige Stoffwechsellätigkeit mit einer anderen Lebenstätigkeit, die sich auch nach außen hin bemerkbar macht. Die Pflanze formt neue Stoffe, sie baut Zelle auf Zelle neu auf; das Wachstum

tritt in Funktion. Von nun an bedarf die Pflanze der Nährstoffzufuhr. Die meisten Pflanzen müssen in frische, nährstoffreiche Erde umgepflanzt werden und wollen reichlicher als im Winter bewässert sein. Haben die Wurzeln dann das Erdreich durchdrungen und den Topfrand erreicht, so ist für öftere Düngung zu sorgen, denn gar zu bald ist das bißchen Nahrung aus der Erde aufgelesen.

Die Aufnahme der Nährstoffe aus dem Boden, Endosmose nennt die Physiologie diese Erscheinung, geschieht durch die Wurzeln auf dem Wege der Diffusion oder des Durchdringens der Zellen. Die Nährstoffe müssen im Wasser gelöst sein, denn nur in flüssiger Form vermögen sie im Pflanzenleib emporzusteigen. Aber noch eine andere Kraft muß zu Hilfe eilen, um die Nährstoffe in die entferntesten Zweigspitzen emporzutreiben. Die Physiologie hat diese Kraft als Transpiration oder Verdunstung bezeichnet.

Die Transpiration ist hauptsächlich eine Tätigkeit der grünen Laubblätter. Diese transpirieren, das heißt, sie verdunsten Wasser. Dadurch entstehen in den oberen Zellen Hohlräume. Die Zelle hat nun das Bedürfnis, stets mit Feuchtigkeit gesättigt zu sein und zieht infolgedessen aus tiefer liegenden Zellen Feuchtigkeit an sich; diese ergänzen dann den eben geraubten Vorrat wieder aus tiefer liegenden, und so setzt sich dieselbe Erscheinung fort bis zu den Zellen, in welche durch die Endosmose die Nähr-



Lilienrüssel.

stoffe emporgetrieben wurden. Jetzt ist wieder Raum geschaffen worden für die von unten treibende Kraft. Dieser Umstand erklärt die Erscheinung, daß blätterreiche Pflanzen mehr Wasser bedürfen als blätterarme, und daß an warmen Tagen für größere Wasserzufuhr zu sorgen ist als zu kühleren Zeiten.

Die Atmungsorgane, winzig kleine, nur unter dem Mikroskop bemerkbare Poren, Spaltöffnungen nennt sie der Botaniker, sitzen zumeist auf der Unterseite der Blätter und es bedeutet deshalb noch nicht einmal halbe Arbeit, wenn nur die Oberfläche der Blätter von Zeit zu Zeit abgewaschen wird, die Unterseite ist die Hauptsache. Ist das Einzelwaschen der Blätter nicht möglich, weil ihrer zu viel sind und weil sie bei ihrer Kleinheit gar zu eng aneinander sitzen, so tut ein mit Wasser gefüllter Zuber gute Dienste, in dem die Blätter gehörig abgepült werden. Und wenn die Blätter mit dem Taufpender benetzt werden, so darf die Blattunterseite ja nicht vergessen werden.

Licht, Luft und Wärme fördern die Wasserverdunstung; alle drei Faktoren dürfen aber nie unter ein bestimmtes Maß sinken, selbst zur Ruhezeit der Pflanzen nicht. Darum gönnen wir den Blattpflanzen im Winter den hellsten Raum im Zimmer, und der frischen Luft wird



Cordylina.

mit durchaus nicht gesagt, daß sie auch weniger empfänglich sind für gute Aufwartung. Zu ihrer vollen Schönheit vermögen sich stets nur solche Exemplare zu entfalten, die eine sachgemäße Behandlung erfahren, und darum wäre es grundfalsch, wollte man alle Blattpflanzen in der Pflege über einen Kamm scheren. Jede Pflanzenart will anders behandelt sein, und den denkbar besten Erfolg versprechen jene, die im Zimmer Lebensverhältnisse vorfinden, die jenen möglichst nahe kommen, unter denen die betreffenden Pflanzen an ihrem natürlichen Standort gedeihen. Dann bringen manche der Blattpflanzen auch Blumen hervor, die bei weniger aufmerksamer Pflege nicht erscheinen. Dabei wird der Pflanzenliebhaber aber inne, daß diese Blumen wenig von Bedeutung sind, sie sind unscheinbar und nur in Ausnahmefällen durch irgend welchen Umstand interessant. Viele Blattpflanzen bringen es im Zimmer jedoch auf keinen Fall zur Blüte, wodurch die irrige Anschauung entstanden ist, daß derartige Pflanzen überhaupt nicht blühen. Es sind aber nur ganz vereinzelt Pflanzen, die auch in der freien Natur blütenlos bleiben, die Farne zählen zu ihnen. Der Botaniker nennt solche blütenlose Gewächse Kryptogamen, zum Unterschiede von der großen Gruppe der Blütenpflanzen oder



Zebrakreife Maranta.



Frauenhaar.

dort zu empfehlen sein, wo viel Aufmerksamkeit den Pflanzen zugewendet werden kann. Die andere ist dagegen eine „Allermanns“pflanze, aber eine von stattlicher Schönheit. Sie wächst nur langsam. Ihre Blätter erhalten einen metallischen Glanz, wenn sie trocken mit Watte abgerieben werden, nachdem zuvor ein Abwaschen mit Wasser erfolgte. An alten Pflanzen dieser Art erscheinen gelegentlich die kleinen becherförmigen Blumen, die direkt aus der Erde hervorbrechen und dadurch interessant werden; von besonderer Schönheit sind sie nicht. Bei nicht allzu großer Wärme und regelmäßiger Bewässerung fühlt sich die Plectogone am wohlsten, was sie durch alljährliches Treiben einiger Blätter bezengt, die zu voller Größe auswachsen.

Welch mannigfachen Verhältnissen sich manche Pflanzen anzupassen vermögen, das zeigt recht drastisch das Frauenhaar oder Nolepis (siehe Bild), ein zierliches Grasgewächs, das an den Enden seiner Halme die Grasblüten trägt. Diese Pflanze kann im Topfe gezogen werden; sie ist aber auch als Wasserpflanze verwendbar. Das Frauenhaar ist eine Sumpfpflanze und entwickelt sich bei entsprechender Behandlung am schönsten. Wird die Pflanze im Topfe gezogen, so sollte während des Sommers stets Wasser im Untersatz stehen. Schöner entfaltet sie sich, wenn der Boden des Topfes heraus-



Aralle.

so oft wie nur irgend angängig der Zutritt gestattet, aber nie vom Nebenzimmer her, denn eifrig kalte Luft lieben die Pflanzen ebensowenig wie Zugluft. Soll bei Kälte das Zimmer, in dem die Pflanzen stehen, gelüftet werden, so sind die Pflanzen solange in das Nebenzimmer zu stellen, wo die Fenster geschlossen bleiben. Wärme ist den Blattpflanzen im Winter namentlich für die Wurzeln vonnöten, die Blätter selbst bekommen leicht genug. Die Pflanzen lieben durchaus keinen „kalten Fuß“, und darum sollen sie nie auf Stein stehen. Kleine unter die Töpfe gelegte Holzklöße verhindern das Nebel. Diese Holzklöße sollten auch in den Untersätzen zur Anwendung kommen. Die kalten Wurzeln vermögen kein Wasser emporzutreiben, und darum ist es auch stets gut, wenn das Gießwasser eine Temperatur von etwa 20 Grad Celsius besitzt.

Daß in der Pflanzenpflege nicht schematisiert werden darf, mag an einem Beispiel bei zwei Pflanzen gezeigt werden, der Plectogone (siehe Bild), auch Npidistra genannt, und der zebraförmigen Maranta (siehe Bild). Die erstere ist ziemlich unempfindlich, ob sie warm oder kalt, hell oder dunkel, feucht oder trocken steht, das ist ziemlich gleichgültig, und man merkt es der Pflanze auch gar nicht an, wenn in den gegebenen Lebensbedingungen wiederholt ein scharfer Wechsel einsetzt. Die Maranta liebt eine feuchte, warme Luft und im Sommer einen schattigen Standort. Durch unverzügliches Zusammenrollen der Blätter zeigt sie ihr Mißbehagen an, wenn sie einmal beim Gießen vergessen wurde, während ein selbst tagelange Trockenheit die Plectogone nicht im mindesten berührt. Darum wird die Maranta auch nur



Schraubenbaum.

geschlagen wird und nun der Topf auf ein sogenanntes Goldfischglas gesetzt wird, das mit Wasser gefüllt ist. Die weißen Wurzeln des Frauenhaares werden bald den ganzen Glashafen ausgefüllt haben. Ein- oder zweimal im Monat mag dem Wasser eine Prise künstlichen Pflanzendüngers zugesetzt werden, dadurch be-

kommen die Pflanzen eine schöne dunkelgrüne Farbe. Leiden die Pflanzen Hunger, so werden die Halme eine gelbe Farbe annehmen. Dies sieht man namentlich häufig bei Topfpflanzen. Das Frauenhaar will alle Frühjahr umgepflanzt sein. Zu diesem Zwecke wird sie herausgenommen und mit einem scharfen Messer in drei oder vier Teile zerschnitten. Gleichzeitig werden die Halme eingestutzt. Jeder Teil wird für sich in einen Topf gesetzt, in nahrhafte, mit etwas Sand vermischte Erde. Durch

lebhaftes Wachsen wird die Pflanze die Arbeit belohnen.

Mit Frauenhaar wird auch noch ein Farngewächs bezeichnet, jenes, von dem die Blumenbinder die zierlichen Wedel (bei den Farnen sagt man nicht „Blätter“, sondern „Wedel“, gerade wie bei den Palmen) in ihre Blumensträuße binden. Dieses Gewächs gedeiht in der trockenen Stubenluft nicht gut und kann nur da empfohlen werden, wo ein Zimmergewächshaus zur Verfügung steht. Sinegen läßt sich von den Farnkräntern der Nierenhüllfarn oder Nephrolepis (siehe Bild) mit Erfolg im Zimmer ziehen. Namentlich sind es einige neuere Sorten, die stammen aus Amerika, wo dieser Farn sehr beliebt ist und in ungeheuren Mengen herangezogen wird, die recht widerstandsfähig sind. Wo diesem Farn feuchte Luft geboten werden kann, da wird er sich recht üppig entfalten, allein es genügt auch, wenn im Sommer, und im Winter im geheizten Zimmer die Pflanze alltäglich mit dem Taupender überbraust wird. Bemerkenswert sind an dem Nierenhüllfarn die Ausläufer, welche aus dem Wurzelstock der Pflanze hervorbrechen und bald über den Topf- rand hinauswachsen. Wenn diese Ausläufer auf die Erde benachbarter Töpfe gelangen und sich ungestört weiter entwickeln können, so schlagen sie Wurzeln und lassen auch junge Pflänzchen entstehen, genau so wie es bei der Erdbeere beobachtet werden kann.

Die Könige unter den Blattpflanzen sind die Palmen. Vor zwei oder drei Jahrzehnten hatte man mit diesen Pflanzen im Zimmer weniger „Glück“ als heute. Das kam daher, weil unsere Pflanzenzüchter die Palmen als



Plectogone.



Nierenhüllfarn.

Tropenpflanzen ansahen und behandelten, d. h. die Palmen wurden früher ausschließlich im Warmhause gezogen, wo sie ständig eine nicht nur warme, sondern auch feuchte Luft, entsprechend den Verhältnissen im Tropenwalde, umgab.

Wenn nun eine derartige Pflanze in das Zimmer eines Wohnhauses überführt wurde, so mußte sie alsbald zu kränkeln beginnen, denn die feucht-warme Luft des Gewächshauses hatte die Pflanze so verweichlicht, daß sie sich in der trockenen Stubenluft nicht wohl fühlen konnte. Nur unter ganz besonderer Pflege gelang es, Palmen jahrelang im Zimmer in Schönheit zu erhalten.

Heute ist das anders geworden. Die Palmenzüchter sind jetzt von der feuchtschwangeren, warmen Luft abgekomen, sie kultivieren die Palmen kühler, namentlich im Winter — manche Palmen stehen über Winter in Säulern, die nur eine Wärme von 4—5 Grad aufweisen. Dieser Umkehrung in der Kulturmethode ist bedeutungsvoll geworden, denn die bei solcher Behandlung großgewordenen Pflanzen lassen sich im Zimmer leicht weiterpflegen und gedeihen jahrelang. Ein in solcher Kultur herangezogenes Exemplar im Alter von drei Jahren brachte ich selbst einst den Eltern als Geschenk, und volle 18 Jahre hindurch bildete diese Pflanze eine stattliche Pflanze, bis ein unglücklicher Zufall ihr ein jähes Ende bereitete. So kann jeder an den Palmen langandauernde Freude genießen, wenn er nur Obacht gibt, daß er von vornherein gesundes Material erhält und dieses dann mit aller erdenklichen Sorgsamkeit weiter pflegt.

Junge Palmen wird man jedes Jahr im Frühling umsetzen müssen, später genügt das Umpflanzen alle zwei, drei oder vier Jahre. Der Standort der Palmen sei möglichst nahe dem Fenster; in dunklen Ecken halten sie sich wohl auch monatelang, aber von einem Gedeihen kann da keine Rede sein. Die Temperatur sei im Winter eher kühl als warm; bleibt die Pflanze jedoch im geheizten Wohnzimmer, so ist tägliches Besprengen unerlässlich, was auch im Sommer nie versäumt werden sollte.

Staub und Zugluft sind zwei grimme Feinde der Palme. Glücklicherweise sind beide leicht fernzuhalten. Wöchentliches Abwaschen der Wedel mit lauwarmem Wasser vermittelt eines weichen Schwammes beseitigt nicht nur den Staub, sondern verhindert auch das Aufkommen von allerlei Ungeziefer.

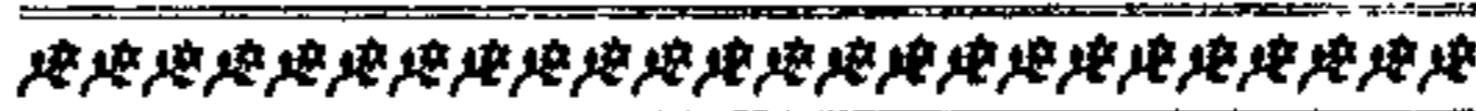
Die Spitzen der Wedel trocknen mit der Zeit ein, das tun sie auch im Gewächshause. Mittels scharfer Schere wird das Trockene von Zeit zu Zeit abgeschnitten, wobei das Einschneiden in das noch grüne Gewebe ängstlich zu vermeiden ist. Wenn dieses Eintrocknen langsam von statten geht, so ist es durchaus kein Zeichen irgendwelcher Krankheit, wie meist geglaubt wird. Im Sommer sind die Palmen vor direkter Sonnenbestrahlung in den Mittagsstunden zu schützen, da sonst leicht Brandflecke entstehen würden.

Sehr wichtig für ein gedeihliches Fortkommen der Palmen ist das Begießen. Falsch ist der weit verbreitete Glaube, die Palmen müßten im Sommer jeden Tag, im Winter jeden zweiten Tag gegossen werden. Wer solcherart schematisch verfährt, kann nie gute Erfolge erzielen!

Die Erde darf bei den Palmen niemals trocken werden, ebenso wenig soll sie je naß sein, eine gleichmäßige Feuchtigkeit ist vonnöten — so lautet die Regel. Dies zu erreichen, ist im Sommer oft eine wiederholte Bewässerung am Tage erforderlich und im Winter kann bei kühlem Standort eine wöchentliche Wassergabe genügen. Im Unterjahr soll weder im Sommer noch im Winter Wasser stehen bleiben, auch muß der Topf so guten Wasserabzug haben, daß über-

schüssiges Wasser gleich zum Abflußloch austritt. Es sind deshalb beim Umpflanzen stets etliche Scherben über das Abflußloch zu legen.

Von den verschiedenen Palmensorten sind die folgenden am bekanntesten und für das Zimmer die besten: die Dattelpalme (Phoenix), die Schirmpalme (Corypha), die Fächerpalme (Latania), die Zwergpalme (Chamaerops) — lediglich von der Zwergpalme ist eine Art noch in Europa einheimisch, sie wächst auf dem Felsen von Gibraltar —, die Kentie (Kentia) und die Areca (Areca). Die Dattelpalme läßt sich im Zimmer auch leicht aus den Kernen der Datteln heranziehen; man muß sich dabei aber mit Geduld wappnen, denn das Aufkeimen dauert unter Umständen ein ganzes Jahr. Seit einigen



Gastlichkeit des Winters.

**Der Winter ist ein scharfer Gast,
Das merkt ich an dem Dache;
Mein Lieb gab mir ein Kränzelein
Von Perlen fein,
Das hab ich von ihr tragen
An meinem Bart und Kragen.**

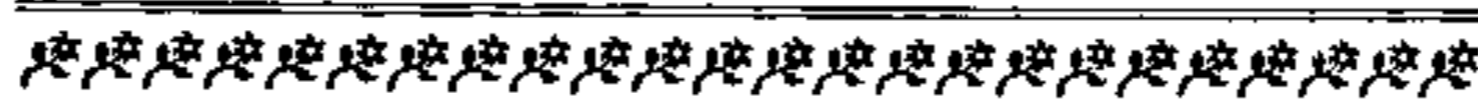
**Der Sommer ist ein sanfter Gast,
Es tröpfelt von dem Dache;
Mein Lieb gab mir ein Kränzelein,
Im Sonnenschein,
Da ist es aufgetaut,
Von Eis war es erbaut.**

**Ja traue nur dem Schleicher nicht,
Viel lieber scharfe Worte;
Der Sommer gibt wohl Kränzelein
Von Blumen fein,
Zu ihr kann ich nicht gehen,
Vom langen Tag gesehen.**

**Zu Ostern, als die fasten aus,
Da längerten die Tage;
Mein Lieb gab mir ein Unterpand,
Zween Hermllein blank,
Darin sollt ich mich rüsten
Zu unfres Winters Lüften.**

**Was acht ich der Waldvöglein Sang
Und aller Kläffer Zungen;
Lieg ich in meinen Hermllein blank,
Ich weiß ihr Dank,
Ich kann von ihr dann träumen;
Wie lange wird sie säumen?**

Aus: „Des Knaben Wunderhorn“.



Jahren ist auch Weddells Kokospalme (Cocos Weddelliana) sehr in Aufnahme gekommen. Diese zierlichste aller Zimmerpalmen ist sehr dankbar; nur darf man nicht erwarten, von dieser Palme je Kokosnüsse ernten zu können, denn sie bringt keine und würden die Pflanzen noch so groß und alt. Diese Nüsse stammen von einer anderen Art, Cocos nucifera, die wenig bei uns kultiviert wird.

Zu den Palmen werden von dem Laien für gewöhnlich zwei Pflanzen gerechnet, die den Palmen botanisch zwar nahe stehen, aber doch keine Palmen sind, es ist der Lilienrüssel (Curculigo) (siehe Bild) und der Drachenbaum oder Cordyline (Dracaena und Cordyline) (siehe Bild). Von der Rüsselilie wird nur eine Art im Zimmer gezogen, während vom Drachenbaum eine ganze Reihe als dankbare Zimmerpflanzen bekannt ist. Alle diese Arten gleichen

im Wuchs so ziemlich der abgebildeten Cordyline. Sie unterscheiden sich durch die Breite der Blätter und durch deren Färbung. Die grünen Sorten kommen im Zimmer am besten fort, die verschiedenen bunten, weiß-, gelb-, rot- oder braungefleckten sehen zwar hübscher aus, aber sie beanspruchen auch eine bessere Pflege. Am schwierigsten sind diese Pflanzen im Winter zu behandeln. Die Erde muß mehr trocken als feucht sein, da die Wurzeln leicht zur Fäulnis neigen; dennoch darf die Erde nie austrocknen. Im allgemeinen verlangen sonst die Drachenbäume sowohl wie der Lilienrüssel eine ähnliche Behandlung wie die Palmen. Große Sorgfalt ist auf das Reinhalt der Blätter beider Pflanzengruppen zu legen, da diese noch leichter von allerlei Ungeziefer befallen zu werden pflegen, als es bei den Palmen der Fall ist.

Eine recht originelle Pflanze ist der Schraubenbaum (Pandanus) (siehe Bild). Die elegant gebogenen Blätter sind schraubenartig um den Stamm angeordnet. Außer einer grünen gibt es eine weißbunte Art, die beide gleich wertvoll für die Zimmergärtnerei sind. Auch der Schraubenbaum will wie die Palme behandelt sein, doch liebt er die Wärme mehr als eine kühlere Temperatur.

Ein recht seltener Gast unter den Zimmerpflanzen ist der Baumfreund (Philodendron) (siehe Bild). Dies ist nun so bedauerlicher, weil der Baumfreund ein stattliches Neuzug mit einer gewissen Anspruchslosigkeit vereint, jedenfalls ist er leichter im Zimmer zu halten als die bunten Arten des Drachenbaum. Die Pflanze beansprucht weniger Licht und sie ist recht dankbar, wenn sie gegen Staub und trockene Luft geschützt wird. Wie bei der Plectogyne, erhalten auch hier die Blätter einen metallischen Glanz, wenn sie trocken mit Watte behutsam abgerieben werden.

Das letztere gilt übrigens noch für eine ganze Anzahl von Blattpflanzen, so insbesondere für den bekannten Gummibaum (Ficus), und dann auch für die Aralie (Aralia) (siehe Bild), die überall als Zimmerpflanze gern gepflegt wird, da sie keine sonderlich großen Ansprüche stellt.

Will man nun die Aralien recht schön haben, so muß man sie im Winter nicht in das geheizte Zimmer nehmen, sie will gar nicht mehr haben als etwa 5—6 Grad, aber hell muß sie stehen und sauber gehalten werden. Im Sommer stehen die Pflanzen am besten an halbschattiger Stelle im Garten.

Eine Blattpflanze, die von Jahr zu Jahr mehr Aufnahme unter den Zimmerpflanzen findet, ist das Schiefblatt (Begonia), in verschiedenen Sorten. Von Haus aus ist diese Pflanze wenig für die trockene Stubenluft geeignet, allein die Pflanzenzüchter haben in den letzten Jahren doch schon so viel an dem Schiefblatt verbessert, daß eine größere Zahl recht widerstandsfähiger Sorten angeboten werden kann. Und diese Pflanzen zählen unstreitig zu den besten, was wir an Blattpflanzen im Zimmer pflegen.

Wenn wir die Palmen und Farne mit ihren Wedeln zu den Blattpflanzen rechnen, dann dürfen wir zum Schluß auch noch die Edelkanne (Araucaria) mit ihren Nadeln hierher setzen. Durch ein rationelles Kulturverfahren ist diese Pflanze heutzutage billig zu haben, während noch vor zwei Jahrzehnten fehlerfreie Exemplare der Edelkanne mit einigen Goldstücken bezahlt werden mußten. Diese Pflanzen müssen im Sommer hell und luftig stehen, die brennenden Sonnenstrahlen sind abzuhalten; im Winter ist ein kühler Standort erforderlich, bei großer Wärme gehen die Pflanzen leicht ein. Ganz besondere Sorgfalt erheischt die Edelkanne beim Begießen, denn gar leicht beginnen die Wurzeln zu faulen.

Das hohe Seil.

Novelle von Emanuel v. Rodman.

(Schluß.)

Endlich graute nach einigen Schlafstunden der Morgen heran. Frau Miljeppa war aufgestanden und öffnete die Tür, daran bin ich erwacht.

Ich wollte mich gerade auf die andere Seite drehen, da hörte ich, wie munter die Vögel draußen sangen, und es litt mich nicht länger in meinem Bett, und ich sprang heraus. Nach Beendigung meiner Toilette verließ ich den Wagen, um mich im Freien ein wenig umzusehen. Da stand sie und wartete. „Er wird schon wieder ins Weis kommen,“ tröstete ich. Das Blut schloß ihr ins Gesicht, dann sagte sie still: „Nun bin ich mit ihm durch Dick und Dünn gegangen und hab mich auch gefreut, daß er eine fand, die mit ihm tanzen kann, so wehe es mir oft tat, und nun sucht er das bißchen Liebe bei ihr, das ich ihm allein gab und gern gab.“ Ihre Augen füllten sich wieder. Aber nach einer Stunde heftigen Wartens sagte sie verängstigt, sie wolle schon den Mund halten und schweigen, wenn er jetzt nur käme.

Und er kam, zuerst Feodora, dann Miljeppa, eins hinter dem anderen. Er ging gleich zu seiner Frau in den Wagen, ich dachte, nun gibt's ein Geschelke, und es wäre mir fast lieber gewesen, so still blieb es. Feodora hatte unterdessen an den anderen Wagen geklopft, und der Jongleur ließ sie herein. Nach einer Weile kam Miljeppa wieder herans und fragte mich, ob ich nicht ein wenig mit ihm spazieren gehen wolle. Ich war dabei, und wir schritten am Seesufer entlang über eine Moorniese. Er gefiel mir gar nicht.

Es war gar nicht der Miljeppa von sonst. Er sah viel älter aus. Als müßte er einen übermäßig bepäckten „Mffen“ auf dem Rücken schleppen, so schwerfällig und unsicher ging er dahin.

„Du tätest wohl auch besser daran,“ sagte ich nach einer Weile, „wenn Du Dich für einige Stunden in die Federn strecktest.“ Er entgegnete, er könne doch nicht schlafen. So gingen wir weiter, ohne viel zu reden, bis zu einem Bächlein, das zwischen Weiden in den See floß. Dort setzten wir uns auf einen Uferstein und blickten ins Wasser. Endlich sah er mich an und jagte:

„Wenn ich es nur selber wüßte, wie mir zumut ist. Wie wenn sich die ganze Welt verschoben hätte. Sie will mir auch gar nimmer gefallen.“

„Die Welt?“ fragte ich.

„Ja, die Welt und sie und alles, höchstens mein Weib noch, die hat sich wacker aufgeführt; leider, möchte ich fast sagen.“ Es wäre ihm lieber gewesen, setzte er hinzu, wenn sie ihm Vorwürfe gemacht hätte; aber gerade ihr stummes Gesicht, das könne er nicht ertragen und wolle die andere nicht mehr sehen. Ich fragte mich hinterm Ohr und meinte, wir sollten abrechen und weiterziehen. Er hörte nicht. „'s ist nimmer dasselbe,“ räsionierte er; „nun habe ich alles gehabt, was ich mir wünschte, und nun ist mir grad, als ob es nicht gewesen wäre. Allmählich kriegt man auch das Leben satt. Komm!“

Er rief es in einem gewaltigen Anlauf, und wir schritten den Weg wieder zurück. Je näher der Platz rückte, um so mehr schrumpfte Miljeppa zusammen. Dort angelangt, blieb er stehen und blickte zum Seil hinauf, auf dem einige Schwalben hockten und zwitscherten. „Eigentlich ist es eine tolle Sache,“ sagte er, „immer da droben zu gehen, so mitten in der Luft. Es kommt mir heute ganz wunderbarlich

vor, daß einer da oben herunturmt und daß ich der bin.“

Das wurde mir denn doch zu dumm. Ich rief:

„Dir scheint der Verstand Deiner Landsleute unter die Weste gekrochen zu sein, daß Du solches Zeug verzapfst. Brechen wir auf und ziehen wir um eine Stadt weiter! Der Feodora gibst Du einen sanften Tritt . . .“

„Nein, nein, nein!“ schrie er, wie gegen sich selber, „da wird nichts daraus. Wenn sie mich auch nicht mehr groß anzieht, wer soll denn mit mir tanzen, wenn nicht sie?“ Ich erwiderte, er werde schon wieder eine finden, die ihn zum Tanzen reizte, vorderhand könne er's allein tun wie früher, aber er wollte nichts davon wissen und meinte, das mit einer Neuen sei ins Blaue geredet. Da kam gerade seine Frau und riet auch, von hier weiterzuziehen. Schöner als gestern könne es doch nicht werden. Ihr wenigstens sei für heute die Freude verborben, ihm selber nicht? „Magst recht haben,“ war seine Antwort, „ich will mir's bis Mittag überlegen, wenn ich meinen Stagenjammer ausgeschlafen habe.“ Und ging in den Wagen. „Ach ja,“ senkzte Frau Miljeppa und stieg das Trepplein auch hinauf.

Wer aber am Mittag noch immer mit hängendem Kopf herumging und sich doch nicht entschließen konnte, aufzubrechen, war Miljeppa. Endlich schien er sich von uns bewegen zu lassen, als er plötzlich Feodora erblickte, die aus der Stadt kam. Sie trug ihren großen Hut mit der Falkenfeder, der ihm stets gewaltig in die Nase gestochen hatte. „Es muß wieder so zwischen uns werden, wie es früher war,“ sagte er plötzlich und hieb mit seinem Stock an den Boden. „Und das wollen wir uns doch nicht entgehen lassen, nach einer letzten Glanzvorstellung den Landsleuten mitzuteilen, wer wir sind.“ Und da nützten keine Einwendungen nichts. Die beiden Weiber mußten sich zum Schein vertragen.

So kam denn der Abend heran und der Augenblick, wo wir die Fackeln anzündeten und den Teppich ausbreiteten. Ich hatte unterdessen meinen Humor wiedergefunden, und die Leute klatschten mir zu, daß es eine Art hatte. Dem Büdel Also schien die Sache auch nicht weiter zu Herzen gegangen zu sein. Er machte seine Sprünge so elegant, wie der Jongleur seine Messer auffing. Und Miljeppa selber, wie er so auf das Seil hinauszuglitt, schien sich wieder gefunden zu haben. Keiner von all den Zuschauern hätte geglaubt, daß der Mann, der da oben so sicher und kühl seine Stange balancierte, noch vor einer Stunde matt und schwach wie ein krankes Kind sein Süpplein verzehrt und auf das Leben geschimpft hat, das ihm sad geworden sei.

Nur nach dem Schluß der zweiten Nummer, die er mit Feodora tanzte, sagte er zu mir, als er eine kleine Pause machte und ich ihm die Stange abnahm: „'s ist nimmer dasselbe. Wie schön war's noch gestern!“ Ich nahm ihn am Arm:

„So lassen wir doch die letzte Nummer fort und Du machst dafür den Purzelbaum.“ „Nein,“ erwiderte er, „die Jagd nach dem Glück können wir nicht weglassen, da sie nun einmal auf dem Programm steht.“ „Du bist ein Esel,“ flüsterte ich, „die Leute haben sie ja gestern gesehen, den Purzelbaum aber nicht.“ „Alle haben sie nicht gesehen,“ sagte er eigenfönnig, „und wir geben sie.“ „Mir kann's recht sein — wenn Du Lust darauf hast — los!“ schloß ich und faßte

unten Posto, nahm die Kugelschmir in die Hand und fing an zu ziehen. Miljeppa glitt der Kugel nach, die glänzte ganz seltsam in der dunklen Luft, und da kam ihm auch schon die händeringende Braut entgegen, kniete und legte sich hin, aber er sah sie nicht — er blickte nur immer auf die Kugel, nein, was war das? Er sah Feodora nur zu deutlich, denn als er den Fuß auf sie setzen sollte, versagte er und blieb vor ihr stehen, daß die Zuschauer ihr Gesicht einander zuwandten und ich gerade noch merken konnte, ich dürfte nicht weiterziehen, sonst wären wir ja blamiert gewesen. Also: ich hielt die Schnur locker und wartete; er stand noch immer zaudernd, dann trat er einen Schritt zurück, um einen neuen Anlauf zu nehmen.

„Wollt' es doch meinen,“ dachte ich und zog ein wenig, und er setzte seinen Fuß auf die Daliegende, zog den anderen nach, etwas ungeschickter als sonst, was dem Publikum wohl kaum auffiel, auch nicht, daß er vergaß, nach der Kugel zu greifen. Endlich — sein linker Fuß hatte den Körper Feodoras gerade verlassen — schien er sich zu bestimmen und ließ die eine Hand von der Stange los. Aber in derselben Sekunde auch ließ er dieselbe fallen, wankte einen Augenblick und stürzte. Ein fürchtbares Aufklatschen, Schreie, ein Anäuel von Menschen, ich sehe nur noch eins: wie Frau Miljeppa und Feodora mit starren Augen auf den Mann blickten, der da mit klaffender Kopfwunde und blutströmendem Mund am Erdboden lag. Dann kam ein Bürger mit einer Fackel, die er von ihrem Ständer gerissen, leuchtete und sagte: „Neh't will ich doch sehen, ob ich nicht recht habe. Nawohl, das ist der Brändle, der damals fortgelaufen ist. So geht's.“ Und wurde von einem Haufen umdrängt, der ihn ansfragte und den er gestikulierend aufklärte.

Heute haben sie Miljeppa in die Erde versenkt, der Pfarrer hat ihm einige bedauernde Worte nachgesandt, und nun sitzen die Bürger von Stadolfzell in ihren Stuben und Schänken, und auf das Urteil hin, das ich aus dem Munde einiger von ihnen hörte, kann ich mir denken, was auch die anderen sagen. Stamen doch gleich nach dem Begräbnis die beiden alten Tanten in unseren Wagen und beschworen Frau Miljeppa, sie möchte ihnen die beiden Knaben ins Haus geben, damit sie einen ausländigen Beruf erlernten, falls sie nicht selber dieses Leben aufstecken wolle. Aber da hätten ihr sehen sollen, wie sich die Gebrochene aufrichtete und zur Antwort gab, ihr selber läge nichts daran, es so weiterzuführen, und sie täte es nur um ihrer Nuben willen, die auf die Frage, ob sie beim Seil bleiben wollten, trotzdem der Vater verunglückte, wie aus einem Munde Ja geiaßt hätten.

Und sie fügte ferner hinzu, keiner gehe der Tod ihres Mannes so nahe wie ihr, aber sie könne nicht umhin, es auszusprechen, daß er, wenn ihm die Wahl geblieben wäre, es vorgezogen haben würde, sein Leben so zu beschließen, als mit Ohrenklappen hinterm Lendentisch in der beständigen Zucht, der Tod könnte eines Tages an der Glocke ziehen. Denn wer Seil tanze, der sei stets auf ihn gefaßt, habe dafür aber auch mehr von seinem Leben. Da machten sich die beiden wieder auf den Weg und ließen den Rücken ihrer grünen Sonnenschirme gegen uns schillern.

Ich aber, wenn ich auch nur sein „dummer August“ war, werde den kleinen Kerls das nötige schon beibringen, was ein Mann haben muß, der auf das hohe Seil steigen will. —

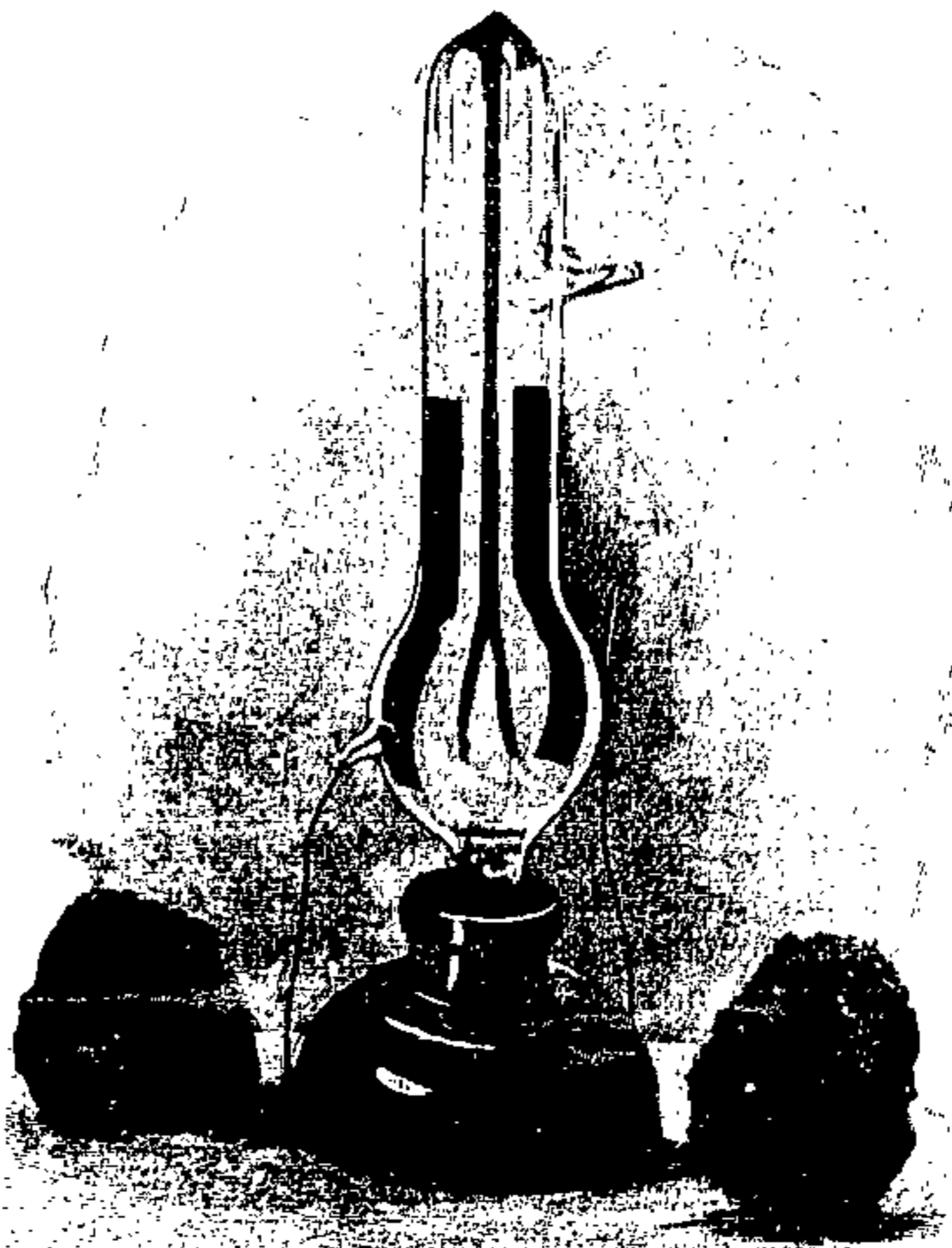
Elektrische Hauswasserpumpen. Bismlich häufig tritt der Fall ein, daß abgelegene Häuser, wie Kuranstalten oder größere Gebäude in kleinen Ortschaften mit Wasserleitung angeschlossen werden sollen, und zwar, ohne daß ein solches Leitungsnetz vorhanden wäre. Man ist dann vor die Notwendigkeit gestellt, eine eigene Anlage zur Wasserversorgung einzurichten, also aus guten, zuverlässigen Brunnen mittels maschineller Pumpwerke das Wasser in hochgelegene Reservoire zu heben, aus denen es dann in das lokale Rohrnetz herabfließt und an allen Orten abgezapft werden kann. Besondere Schwierigkeiten wären dabei nicht zu überwinden, wohl aber verursacht der maschinelle Teil einige Bedenken. Zur Bewegung des Pumpwerkes ist ein Motor notwendig, der zeitweilig in Betrieb kommt, um die aus dem Hochreservoir entnommene Wassermenge immer wieder zu ersetzen. Man verwendete für solche Zwecke gern Explosionsmotoren, die man mit Petroleum, Benzin oder Spiritus speiste; da diese aber bei jedem Nachpumpen stets von neuem von Hand in Betrieb gesetzt werden müssen, ist man in neuerer Zeit zum Elektromotor übergegangen, der viel weniger Bedienung braucht. Es bietet sich heute sehr oft schon an solchen Orten eine Gelegenheit, elektrische Kraft zuzuleiten, sei es von irgend einer benachbarten Fabrik oder einem Gut als Gleich- oder von einem ausgedehnten Ueberlandnetz als Drehstrom. Den Motor stellt man neben der Wasserpumpe auf und er treibt diese, genau wie ein anderer, mittels Riemen, oder man benutzt auch gewisse rotierende Pumpen, die ihren Platz auf dem gleichen Fundament erhalten und mit der Achse des Elektromotors zusammengekuppelt werden. Gegenüber dem Explosionsmotor besitzt der elektrische den bekannten Vorteil des Selbstanlaufens, das heißt, er setzt sich, sobald man den stromzuführenden Hebel umlegt, von allein in Rotation und braucht nicht wie ein anderer mühsam angebracht zu werden. Doch es ist noch ein weiterer Vorteil zu erwähnen. Wenn das Hochreservoir groß genug gewählt ist, um den Wasserbedarf auf einen ganzen Tag zu fassen, so genügt es, täglich nur in den Morgenstunden Wasser zu pumpen. Ist es dagegen nicht möglich, ein so großes Reservoir anzuschaffen, oder muß an heißen Sommertagen öfters frisches Wasser nachgefüllt, der Motor also mehrmals in Tätigkeit gesetzt werden, so ist es gar nicht notwendig, den Maschinenraum wegen des Anlafsens aufzusuchen, es ist möglich, einen Schallapparat in einer Küche oder einem Raum anzubringen und den Motor von dort aus zu bedienen. Meldet eine geeignete Signalvorrichtung die naheende Leere des Bassins, rückt man langsam den Hebel ein, und der Motor im Pumpenraum beginnt von selbst zu drehen. Das nächste Signal zeigt, daß der Behälter gefüllt ist, und man stellt den Motor wieder ab, indem man den Hebel auslöst. Dieser Anordnung verwandt ist eine andere, die dort passend ist, wo keine so großen Wassermengen benötigt werden. Der Elektromotor ist klein und treibt eine besonders konstruierte Pumpe, die aber kein Hochreservoir füllt, sondern das Wasser aus dem Brunnen direkt nach den Verbrauchsstellen drückt. Das Pumpwerk steht für gewöhnlich still, es beginnt erst zu laufen, wenn man irgend einen Wasserhahn öffnet. Um dies zu erzielen, ist ein jeder Hahn mit einem Schalter kombiniert, der auf dem Ventilgehäuse unter einer Kapsel sitzt; beides handhabt man durch einen gemeinsamen Griff. Zu dem elektrischen, sehr sorgfältig von dem anderen geschützten Teil führen die Drähte vom Motor und der Strom liefernden Leitung. Der Elektromotor ist außerdem mit einem Gerät verbunden, das seine Geschwindigkeit reguliert und ihn allmählich in Rotation bringt, sobald man den Griff irgend eines Wasserhahnes umdreht. Schließt man ihn, wird auch der Motor sofort wieder stillgesetzt, sofern nicht an einer anderen Stelle Wasser entnommen wird. Diese Anordnung läßt zwei Vorteile erkennen, einmal den einer ziemlich vollständigen Automatik, zum anderen die Beschaffung eines fortwährend brunnensrischen Wassers.

Ein Perpetuum mobile. Unter einem Perpetuum mobile versteht man bekanntlich eine Vorrichtung, mittels derer man dauernd ohne entsprechenden Arbeitsaufwand Arbeit gewinnen kann. Daß etwas dergleichen nicht möglich ist, gehört zu den wichtigsten Erkenntnissen der modernen Physik; sie ist ausgedrückt in dem sog. „Satz von der Erhaltung der Kraft.“

Im letzten Jahrzehnt sind eine Reihe von Entdeckungen gemacht worden, welche sich mit unsern gewohnten physikalischen Anschauungen nicht leicht vertragen und sich nicht ohne weiteres zwanglos in das System unserer bisherigen Naturauffassung einordnen lassen. Zu diesen wunderbaren Entdeckungen gehört vor allen Dingen das Radium und die von ihm ausgehenden merkwürdigen Strahlungen, die

eine schier unerschöpfliche Quelle von Energie (Arbeitsvorrat) darstellen. Unsere Abbildung zeigt auf einem gedrehten Holzfuß eine gebrauchte Glasröhre, in welcher an einem Gläbchen zwei feine Blättchen aus Blattgold hängen. Nähert man einer solchen Vorrichtung einen elektrischen Körper, so werden auch die Goldblättchen durch einen als „Influenz“ bezeichneten Vorgang elektrisch, stoßen infolgedessen einander ab und spreizen sich daher auseinander. Entfernt man den elektrischen Körper wieder, so fallen die nunmehr unelektrisch gewordenen Goldblättchen wieder zusammen. Eine solche Vorrichtung dient daher zum Erkennen geringer elektrischer Ladungen und wird deswegen Elektroskop (Elektrizitäts-Wahrnehmer) genannt. Die Glasröhre dient nur dazu, die Goldblättchen vor Bewegungen durch den Luftzug zu schützen.

Bei der in unserer Abbildung dargestellten Vorrichtung dagegen ist die Glasröhre luftleer gepumpt. Man sieht zu beiden Seiten der Blättchen außerhalb der Röhre je ein Stück Mineral liegen, das radiumhaltige Mineral Bechblende, von welchem die merkwürdigen Radiumstrahlungen ausgehen. Eine Wirkung dieser Strahlen ist bekanntlich eine Elektrisierung der umgebenden Luft. Ein Teil der Strahlen dringt durch die Glaswände der Röhre in das Innere und macht dort nicht die Luft, die ja



Eine ewige Uhr (Radiumuhr).

ausgepumpt ist, sondern die Blättchen des Elektroskops elektrisch, die sich infolgedessen abstoßen und auseinander spreizen. Nun ist in unserer Abbildung zu sehen, daß die Blättchen beim Auseinanderspreizen die Glaswand erreichen, und daß die Glaswand an den betreffenden Stellen eine Belegung hat. Diese Belegung besteht aus dem für die Elektrizität leitenden Staniol, das in leitender Verbindung mit der Erde ist. Sobald die Blättchen daher die Glaswand erreichen, verlieren sie ihre Elektrizität, die nach der Erde abfließt, und die Blättchen fallen, unelektrisch geworden, wieder zusammen. Das Radium aus der Bechblende sendet seine Strahlungen aber beständig weiter aus, sodaß die Blättchen wieder elektrisch werden, und das Spiel von Neuem beginnt. Wir werden also die Blättchen beständig sich heben und wieder zusammenfallen sehen, ohne eine erkennbare äußere Ursache.

Die Arbeit, welche beim Auseinanderspreizen der Blättchen gegen die Schwere geleistet wird, ist jedes Mal nur außerordentlich gering; es läßt sich aber sehr wohl denken, daß diese Arbeit durch irgend eine Vorrichtung aufgespeichert und zu weiterer Leistung benutzt wird. Wir haben hier also in der Tat ein Perpetuum mobile vor uns, das freilich noch nicht zu praktischer Arbeitsleistung dient, das aber das Prinzip der fortwährenden Arbeitsleistung ohne entsprechenden Arbeitsaufwand sehr schön verdeutlicht.

Haben wir nun aber wirklich eine Vorrichtung, die ohne jede Grenze uns Arbeit leisten kann? Doch wohl nicht. Die Bewegung unseres Perpetuum mobile ist nur so „lange möglich, solange das in der Bechblende enthaltene Radium Energie ausstrahlt. Diese im Radium enthaltenen Energie-

mengen sind zwar außerordentlich groß, aber doch nicht unerschöpflich. In demselben Maße, in welchem die Energie vom Radium ausgeht, und in dem Maße wie bei unserer kleinen Vorrichtung Arbeit geleistet wird, vermindert sich der Energievorrat des Radiums. Zwar dauert dies eine sehr lange Zeit — eine solche „Radiumuhr“, wie man die kleine Vorrichtung nennt, soll von einem gewöhnlichen Stück Bechblende 10 000 Jahre lang im Gang gehalten werden können — aber schließlich erschöpft sich nach Tausenden von Jahren doch auch der Energievorrat, und der Apparat bleibt ohne Bewegung. Ein Perpetuum mobile in dem Sinne, daß Arbeit aus nichts gewonnen wird, ist auch mit Verwertung des Radiums nicht möglich; die Energieausstrahlung des Radiums widerspricht nicht dem Satz von der Erhaltung der Kraft, sondern das Mätfel, das uns in dem Radium und seinen Ausstrahlungen entgegentritt, ist durch die Frage angedeutet: Woher stammt denn ursprünglich die Energie (der Arbeitsvorrat), die wir gegenwärtig im Radium finden und aus ihm herausziehen können? —

Afrikanische Eisenhämmer. Eine der Haupterwerbquellen der Bassari ist die Eisenindustrie, durch die sie sich im ganzen Hinterlande von Togo einen Ruf erworben haben. In Stele, wie auf allen größeren Märkten im Soudangebiet trifft man die Produkte der geschickten Bassari schmiede an, die meistens durch die intelligenten Haussa Kaufleute weit exportiert werden. Naparba ist das am meisten in Betracht kommende Schmiededort, in dem der taktmäßige Schlag des Hammers widerhallt, und wo in den kleinen Hütten Tag und Nacht durch einen primitiven Blasebalg aus Fell das Feuer in Atem gehalten wird. In diesen Schmieden arbeiten Meister und Geselle vollkommen unbekleidet, nur ein Paar Sandalen und eine phrygische Mütze bilden die ganze Kleidung. Unter den wichtigsten Schlägen von Steinhämmern auf ebensolchem Anvillos wird das glühende Eisen zu allerhand Sägen, Meilen, Messern, Speere und Pfeilspitzen verarbeitet. Das hauptsächlichste Produkt sind die überall gebräuchlichen Feldhacken, die aus einer runden Eisenscheibe von etwa 20 Zentimeter Durchmesser bestehen und in dieser Form in den Handel kommen, während ein hölzerner gabelförmiger Stiel meistens selbst vom Käufer dazu hergestellt wird. Besonders geschätzt werden die kleinen vierkantigen, mit Widerhaken versehenen Pfeile und Speere, sowie die bekannten Messer mit O-griff hergestellt. Was das Eisen selbst anbetrifft, so wird es in einfachen, zwei bis drei Meter hohen Schmelzöfen aus Lehm gewonnen und durch Holzkohlen aus Rot- und Brauneisenstein reduziert. Die Öfen sollen von oben durch Holzkohle beschickt und so in Brand gesteckt werden, während unten sich der Abfluß für das Eisen befindet. Das beste Material und die meisten Schmelzöfen befinden sich in dem benachbarten Danbéli, woher es auch hauptsächlich die Bassari schmiede beziehen und mit dem geringeren in Wpampu gewonnenen Bassari eisen zusammen verarbeiten. Die Holzkohle wird, wie bei uns, in Meilern gewonnen, die mit Erde und Gras eingedeckt werden. — j. w.

Elektrischer Warnungsapparat. Eine nützliche Erfindung stellt ein neuer, sehr einfacher elektrischer Apparat dar, der dazu bestimmt ist, in Apotheken, chemischen Laboratorien und Fabriken den Gebrauch von Gasen und Stoffen, die den damit Arbeitenden oder anderen bei falscher Verwendung gefährlich werden könnten, durch ein anhaltendes Klingelzeichen sofort zu melden. Die Erfindung stützt sich auf den Brauch, daß man solche Stoffe meist in kleinen Mengen in Glasflaschen aufbewahrt, und diese zur Benutzung des Inhalts von dem betreffenden Regal abhebt. Je nach der Größe der Flasche erhält diese an ihrem Standort auf dem Regal eine napfförmige Unterlage, die inwendig eine bewegliche runde Platte besitzt. Davon führt ein kurzer Stift in der Mitte nach unten zu einer Feder, die an eine elektrische Klingelleitung angeschlossen ist und den Stift immer nach oben zu drücken sucht. Solange die Flasche auf der Unterlage steht und die Platte mit dem Stift nach unten preßt, also der Feder entgegenwirkt, ist der Strom der Klingelleitung unterbrochen, das Läutewerk bleibt still. Nimmt man aber die Flasche ab, hebt sich die Platte, die Feder berührt einen Kontakt, und die Klingel ertönt. Sind nun bloß die gefährlichen Substanzen mit solchen Warnungsapparaten ausgerüstet, so weiß man sofort, daß eine solche heruntergenommen worden ist. Im.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!